Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 35 (1959-1960)
Heft: 4

Artikel: Ein Blick genügt : der Einbruch des Sensations-Journalismus
Autor: Guggenbühl, Adolf
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1073336

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 05.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Einbruch des Sensations-Journalismus

Von Adolf Guggenbühl

Illustration von Hans Tomamichel

Ein Bekannter: «Haben Sie den ‚Blick' gesehen?»
Ich: «Ja!»
Der Bekannte: «Was denken Sie darüber?»
Ich: «Das Gleiche wie Sie.»
Der Bekannte: «Diese Zeitung wird bestimmt rasch wieder eingehen!»
Ich: «Kaum.»
Der Bekannte: «Aber dieses Blättchen kann doch unmöglich Erfolg haben bei diesem tiefen Niveau!»
Ich: «Gerade wegen seines tiefen Niveaus wird es Erfolg haben!»
Der Bekannte: «Sie sind ein Zyniker!»
Ich: «Ganz und gar nicht, aber ich versuche, kein Illusionist zu sein.»

Zwei Seelen in einer Brust

Die Verleger, seien es Buch-, Zeitschriften- oder Zeitungsverleger, haben im Theater des Lebens eine merkwürdige Rolle übernommen. Sie müssen gleichzeitig zwei Aufgaben erfüllen, die sich widersprechen. Der Verleger schaut mit einem Auge zu den Sternen, mit dem andern auf die Buchhaltung.

Ist er zu geistig, das heißt zu idealistisch, zu pädagogisch, oder wie immer man dem sagen will, eingestellt, so zerstört er die wirtschaftlichen Grundlagen seines Unternehmens. Ist er aber reiner Geschäftsmann, wird er ein Verräter an seiner Aufgabe.

Als junger Mann bewarb ich mich einmal um eine Stelle an dem amerikanischen Verlag Page in Boston. Als ich mich beim Inhaber in seinem schönen Haus auf dem aristokratischen Beacon Hill in Boston vorstellte, sagte mir dieser – er war übrigens der Sohn eines außerordentlich erfolgreichen Wirtschaftspioniers, nämlich des Gründers des Nestlé-Konzerns –: «Verleger ist ein sehr schöner und sehr befriedigender Beruf. Wenn Sie ihn ergreifen wollen, müssen Sie sich aber darüber klar sein, daß Sie im besten Fall ein Einkommen erreichen werden, das einen anständigen Lebensunterhalt ermöglicht, das aber nicht entfernt so groß ist, wie wenn Sie sich mit den gleichen Fähigkeiten und dem gleichen Einsatz in einer andern Branche betätigen.» Erst Jahrzehnte später erkannte ich, wie recht der Mann hatte.

Es ist nicht schwierig, Geld zu verdienen, zum mindesten während einer guten Konjunktur. Man muß lediglich etwas, das das Publikum verlangt, auf rationelle Art fabrizieren und verkaufen. Wer aber den Grundsatz, daß die Wünsche des Kunden oberstes Gebot sind, nicht anerkennen will, hat es sehr schwer, auf einen grünen Zweig zu kommen.

Diese letztere Haltung wird nun aber in der Regel von den schweizerischen Zeitungsverlegern eingenommen. Wenn man einer Versammlung des schweizerischen Zeitungsverleger-Vereins beiwohnt, hat man zwar nicht, wie etwa an einem Lehrerkapitel, den Eindruck, sich in einer Gesellschaft von Idealisten zu befinden. Die Anwesenden sehen aus wie andere Geschäftsleute, und sie diskutieren auch hauptsächlich über wirtschaftliche Dinge: Papierpreise, Postgebühren usw. Aber der Schein trügt. Die überwiegende Anzahl der schweizerischen Zeitungen – abgesehen von den Anzeigern und Wochenblättern – wird nicht auf der Grundlage geschäftlicher Erwägungen gestaltet. Die Herausgeber sehen ihre Hauptaufgabe darin, die Leser zu belehren, zu erziehen, politisch zu beeinflussen. Und auch wenn die Verleger nur rein nach geschäftlichen Gesichtspunkten handeln wollten, so würden sie doch auf den Widerstand der Redaktoren stoßen. Der typische schweizerische Redaktor schielt nicht stets mit einem Auge nach den Auflageziffern. Er ist ganz erfüllt von seiner erzieherischen Mission. Das macht es – nebenbei gesagt – doppelt unbegreiflich, daß sein Beruf nicht angesehener ist. Sehr viele Eidgenossen nähren ein eigentliches Ressentiment gegen die Zeitungsschreiber, obschon sie selbst nicht entfernt solche Opfer im Dienste eines Ideals bringen.

So erklärt sich, warum die durchschnittliche schweizerische Zeitung einen nur ungenügenden Ertrag abwirft. Wohl gelingt es einigen Verlegern, durch die Kombination von außerordentlicher Tüchtigkeit mit glücklichen Umständen, Geld zu verdienen, aber sie bilden eher die Ausnahmen. Viele Organe können sich nur deshalb über Wasser halten, weil eine gutgehende Druckerei die Verluste deckt, andere werden durch politische Parteien unterstützt.

Die Schweiz stellt auch in bezug auf das Pressewesen, wie in so vielen andern Dingen, einen Sonderfall dar. Das erklärt, warum das Auftauchen eines Boulevard-Blattes, wie der «Blick» es darstellt, derartige Empörung hervorrief. Man fühlte instinktiv, daß hier eine Bedrohung einer Vorzugsstellung erfolgte, deren sich das Schweizer Volk bis jetzt erfreute.

In andern Teilen der Welt, vor allem in den angelsächsischen Ländern, aber auch in Frankreich und Deutschland, würde das Erscheinen eines Blattes wie der «Blick» kaum Aufsehen erregen, denn dort hat man sich mit dem Bestehen einer rein geschäftlich orientierten Presse schon längst abgefunden.

Was in der Schweiz die Ausnahme ist, ist anderswo die Regel. Das gilt vor allem für die Presse der Vereinigten Staaten. Ich möchte deshalb diese in meiner Betrachtung zum Vergleich heranziehen, nicht nur, weil ich sie aus eigener Erfahrung kenne, sondern weil sich dort schon seit Jahrzehnten ein Zeitungstyp herausgebildet hat, der, in viel höherem Maße als bei uns, nach rein kommerziellen Erwägungen gestaltet wird.

Der Kunde hat immer recht

Wie wirkt sich nun diese mehr geschäftlich gerichtete Einstellung der Herausgeber praktisch aus? Vor allem so, daß man bestrebt ist, dem Leser das zu geben, was er will.

Die amerikanischen Verleger treiben ständig Marktforschungen, sie beschäftigen Probeleser, die laufend ihr Urteil drüber abgeben müssen, was ihnen gefallen hat und was nicht. Aber

auch dort, wo man keine solchen Untersuchungen durchführt, heißt der ungeschriebene Grundsatz: «Keep readers in mind», das heißt: «Denke immer an die Leser!»

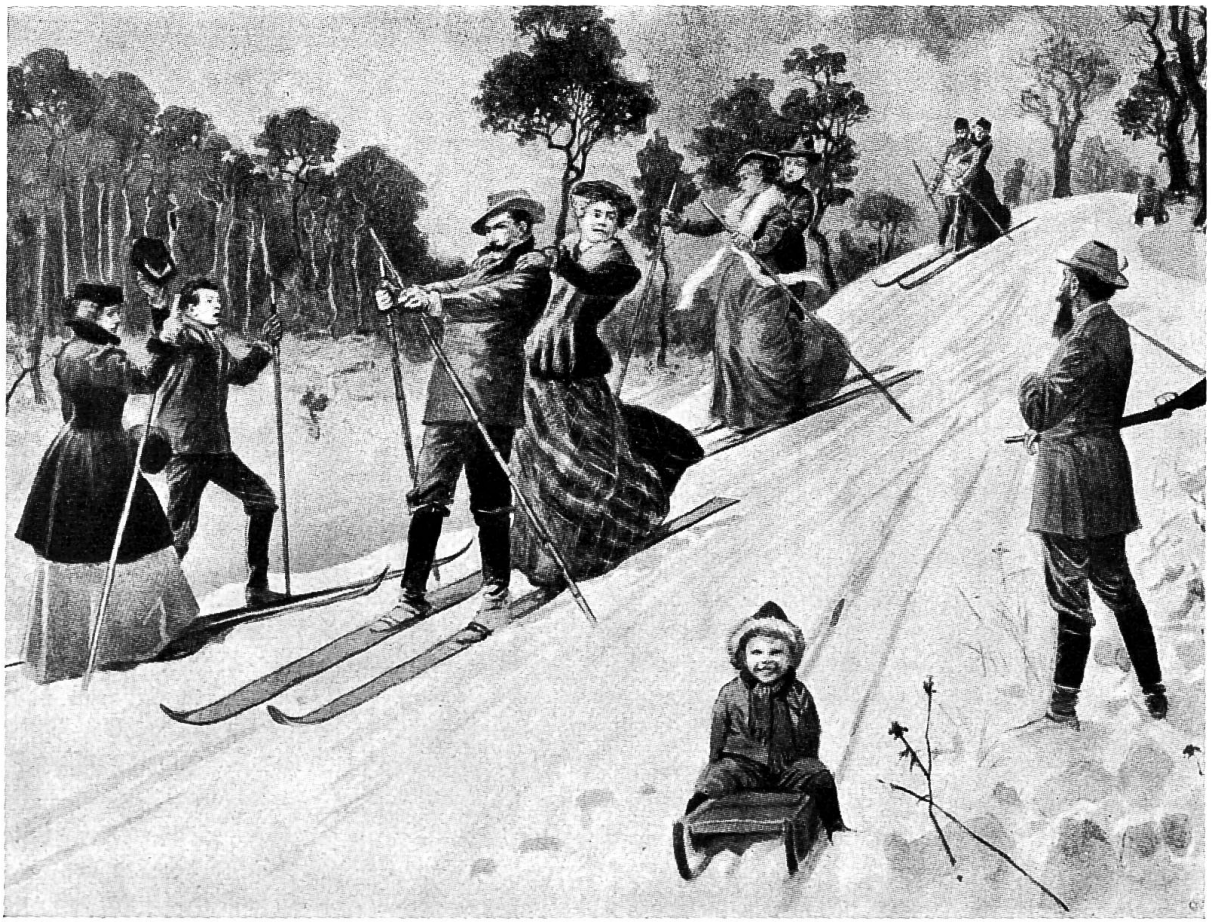
Das hat selbstverständlich durchaus nicht nur unerfreuliche Auswirkungen. Die amerikanischen Journalisten haben eine große Fähigkeit erlangt, komplizierte Zusammenhänge auf einfache Art darzustellen.

In den Redaktionsbüros einer amerikanischen Zeitung, wo ich als junger Mann arbeitete, hing die Fotografie einer sehr durchschnittlich begabt aussehenden etwa 45jährigen Frau. Sie repräsentierte die durchschnittliche Leserin. Bei jeder Zeile, welche die Journalisten schrieben, dachten sie: «Würde diese Frau das verstehen?» Im amerikanischen Journalismus ist aus diesen Gründen jedes Prunken mit Gelehrsamkeit verpönt. Nicht nur bei den Nachrichten, sondern auch in den Leitartikeln und in Beiträgen über Literatur und Kunst, versucht man so zu schreiben, daß auch ein Leser mit wenig Schulbildung folgen kann.

Um diesen unterhaltenden Stil zu erreichen, wurde im Laufe der Jahre eine komplizierte Technik entwickelt. Die Nachricht, welche die Agentur liefert oder die ein Reporter telefoniert, betrachtet man im allgemeinen nur als Rohmaterial. Sie wird derart umgeschrieben, daß sie sich leicht liest. Um die Aufmerksamkeit des Lesers auf eine bestimmte Nachricht zu lenken, wird das Wichtigste in der Schlagzeile festgehalten. – Diese Schlagzeilen sind allerdings auch noch aus einem andern Grunde nötig. Viele amerikanische Zeitungen sind so umfangreich, daß der Bezüger nur einen Bruchteil lesen kann. Die Schlagzeile erleichtert nun die Auswahl. –

Gesellschafts-Skifahren aus dem Jahre 1905

Aus dem Bildarchiv des
Schweiz. Turn- und Sportmuseums, Basel



Was ist wichtig?

So weit, so gut. Leider erfolgt aber die Anpassung an den Leser nicht nur in der Form, sondern – und hier wird sie gefährlich – auch im Inhalt.

Um des Lesers Interesse zu erregen, wird in die Schlagzeile und an den Anfang des Artikels nicht das wichtigtse einer Nachricht, sondern das amüsanteste genommen. Wenn es also zum Beispiel an der Generalversammlung einer lokalen Handelskammer dem Schäferhund des Präsidenten gelänge, sich unbemerkt Eintritt zu verschaffen und während der Hauptansprache freudig wedelnd auf seinen Herrn auf dem Podium zuzustürzen, so käme diese Einzelheit in die Schlagzeile.

Die Anpassung geht aber noch viel weiter.

Gordon Bennet (1795–1872), einer der Begründer des geschäftlich orientierten Journalismus, schrieb einmal an den Gründer eines ländlichen Wochenblattes: «Fangen Sie mit der klaren Erkenntnis an, daß für den Durchschnittsmenschen der Gegenstand des allergrößten Interesses immer er selber ist. Nachher interessieren ihn seine Nachbarn. Asien und die Kongo-Inseln interessieren ihn vorläufig gar nicht.»

In Befolgung dieser Regel wird die Nachricht vom Zusammensturz eines lokalen Gebäudes viel ausführlicher behandelt und vor allem viel besser placiert, als die Mitteilung vom Scheitern einer Abrüstungs-Konferenz, obschon das zweite Ereignis zweifellos von viel größerer Bedeutung ist.

Die schweizerischen Zeitungen machen das nicht. Sie geben – wie die Pfarrer und die Lehrer – ihren Lesern nicht das, was diese in erster

Linie wollen, sondern das, von dem sie annehmen, daß es informiere und bilde. Im Nachrichtenteil stellen unsere Zeitungsredaktoren deshalb jene Nachrichten heraus, die objektiv wichtig sind. Im Feuilleton erscheinen Beiträge über Fragen kultureller Bedeutung.

So kann man auf den ersten Seiten zweier wichtiger schweizerischer Tageszeitungen vom 1. Dezember 1959 folgende Beiträge finden:

Eröffnung der Algerien-Debatte in der UN / Präsident Eisenhowers Goodwill Mission / Segnis und Pellas Besuch in London / Die Kongo-Konferenz der belgischen Regierung / Monetäre Aspekte der Kartell-Gesetzgebung / Infanterie und Panzer / Aufhellung für Pariser Treffen / Die Freiheit der Rhein-Schifffahrt / Das Problem der Entlastung des Bundesrates / Das Feuilleton enthält Artikel wie: *Moderne indische Kunst / Probleme der persönlichen Buch-Kritik / Informelle Malerei / Schriften über Christus usw.*

Das sind alles Themen, die in den meisten Zeitungen des Auslandes nur ganz am Rande behandelt und auf keinen Fall auf die ersten Seiten placiert würden.

Selbst dort, wo die ausländische Geschäftspresse die gleichen politisch wichtigen Ereignisse darstellt, werden die Akzente anders gesetzt.

«Hinein mit dem Leser in die Nachricht», heißt das Rezept, das überall dort angewandt wird, wo die Nachricht selbst zu hohe geistige Anforderungen stellt. Man erfüllt diese Forderung dadurch, daß man bei Berichten über die Tätigkeit von Männern, welche die Geschicke der Welt regieren, häufig nicht das, was sie gesagt oder beschlossen haben, hervorhebt, sondern mitteilt, wie sie und ihre Frauen gekleidet waren, wie das Konferenzmenu zusammengestellt war usw. Dadurch kommt der Leser «in die Nachricht hinein», dadurch wird etwas Gemeinsames mit den berühmten Staatsmännern geschaffen. Der durchschnittliche Leser hat ja nicht politische und militärische Probleme zu lösen wie Eisenhower und de Gaulle, aber auch er und seine Frau stehen ständig vor dem Problem, was sie anziehen sollen, wenn sie eingeladen sind, und was sie den Gästen zum Abendessen vorsetzen wollen.

Diese Anpassung an eine möglichst breite Leserschaft – sie wird natürlich nicht von allen Organen gleich weit getrieben – sieht harmlos aus, hat aber doch schlimmere Folgen, als man auf den ersten Blick meinen könnte. Sie verfälscht das Weltbild. Das Wichtige wird vom Unwichtigen erdrückt. Der Bürger wird von den wesentlichen Problemen der Gegenwart abgelenkt.

Die schweizerische Demokratie, die in viel größerem Maße, als das in andern Ländern geschieht, auch schwierige Sachfragen durch das Volk entscheiden läßt, kann nur so lange bestehen, als ein großer Teil der Bürger eine gewisse Vertrautheit mit den Problemen besitzt, über die er zu entscheiden hat. Diese notwendige Kenntnis vermitteln uns unsere Zeitungen, und zwar dadurch, daß sie unermüdlich Dinge behandeln, die den denkfaulen Durchschnittsleser nur mäßig interessieren.

Unglücksfälle und Verbrechen

Trotzdem nun aber die Presse des Auslandes im allgemeinen im Durchschnitt ihre erzieherische Aufgabe weniger wichtig nimmt, und sich viel mehr nach dem Geschmack der großen Masse richtet, so gibt es außerordentliche Unterschiede, vom Organ mit hohem geistigem Niveau bis zum Revolver-Blatt.

Der Leser, der Mensch überhaupt, ist ja nicht ein eindeutiges Wesen. Himmel und Hölle schlummern in ihm. Er wünscht vieles: Belehrung, Erbauung, Stärkung seiner sittlichen Kräfte, aber auch seichte Unterhaltung und Sensation. Auch dort, wo man sich nach dem Leser orientiert, kommt es sehr darauf an, welche seiner Bedürfnisse man befriedigt.

Eine Zeitung, die auf der ersten Seite eine psychologisch interessante Großaufnahme des Gesichtes von Chruschtschew bringt, gibt den Lesern zweifellos etwas, das sie wünschen. Eine andere, die einen Filmstar im Bikini abbildet, bietet auch etwas, das die Leser wünschen. Das Wesen der Sensationspresse besteht nun darin, daß sie sich um ihre erzieherische und wissensvermittelnde Aufgabe überhaupt nicht mehr kümmert, sondern daß sie bei der Auswahl und Placierung der Nachrichten ausschließlich auf deren Unterhaltsamkeit abstellt – wie das zum Beispiel der «Blick» tut –, oder daß sie sogar bewußt an die niedern Instinkte appelliert. Infolgedessen nimmt die Darstellung von Skandalgeschichten und Verbrechen bei allen diesen Blättern einen großen Raum ein.

Selbstverständlich gehören Mitteilungen

über Unglücksfälle und Verbrechen in die Zeitung. Verbrechen sind interessant. Sie helfen, das Weltbild zu verdeutlichen. Auch offenbart sich bei jedem Todesfall, bei jedem Verbrechen irgendwie das Geheimnis des Schicksals in konzentrierter Form.

Die ausführliche Darstellung von Verbrechen ist deshalb durchaus nicht eine Erfindung des modernen Journalismus. Schon die erfolgreichsten Darbietungen der Bänkelsänger hatten immer mit Mord- und Totschlag zu tun – mit Moritaten. Auch die frühern Kalender hatten nicht alle das Niveau von Hebels Rheinischem Hausfreund. Schauergeschichten nahmen einen großen Platz ein.

Je geordneter eine Zivilisation ist, um so stärker ist das Bedürfnis nach einer Lektüre, welche die Nachtseiten des Lebens zeigt. Es ist kein Zufall, daß gerade die englische Presse den Untaten von Verbrechern besonders viel Raum gewährt; man denke nur an den Fall des Mörders Brown-Hume. Obschon die Schwurgerichtsverhandlung in Winterthur stattfand, widmeten die englischen Zeitungen der Angelegenheit sicher zehnmal so viel Aufmerksamkeit wie die schweizerischen.

Die Rubrik «Unglücksfälle und Verbrechen» hat also eine gewisse Berechtigung. Es kommt alles auf das Maß und die Art der Darstellung an. Überwiegen diese makabren Neuigkeiten, so wird dadurch das Weltbild verfälscht. Geht man außerdem in der Darstellung zu sehr in die Einzelheiten, so sind die Folgen noch schlimmer, denn dann appelliert man an den Sadismus, die Mordlust, den Zerstörungstrieb, an alle jene Mächte, die in den Tiefen der Seele jedes Menschen schlummern und die man nicht wecken sollte.

Sie lügen wie gedruckt

Zur Sensationspresse gehört die Verantwortungslosigkeit. Was sich William Randolph Hearst, der Gründer der sogenannten Gelben Presse in Amerika, leistete, ist noch in aller Erinnerung.

Aber auch die Leiter der englischen Sensationspresse verhielten sich nicht besser. Was der Redaktor der liberalen Daily News, Gardiner, seinerzeit in einem offenen Brief an den englischen Zeitungs-Magnaten Lord Northcliffe (1865–1922) schrieb, trifft immer noch auf die Leiter der Sensationspresse zu:

«Wer Ihren Werdegang verfolgt, wird schwerlich auf etwas stoßen, wo er sagen kann: Hier opferte Lord Northcliffe seine journalistischen Interessen für das Gemeinwohl, für die Sache des Friedens, für irgend ein großes Ideal, das ihm kein Korn auf seine Mühle brachte. Nie brauchte er seine ungeheure Macht, um nicht sich selbst, sondern um die Welt zu bereichern. Aber er wird keine Schwierigkeiten haben, auf die Kriege hinzuweisen, die Sie angestiftet haben, die Feindschaften, die Sie genährt, die Dinge, die Sie im Stich gelassen haben ... Mit einem Wort: Sie waren durch 20 Jahre der journalistische Brandstifter in England; ein Mann, stets bereit, die Welt in Flammen zu setzen, um daraus ein Zeitungsplakat zu machen.»

Wenn man seine Hemmungen schon ablegt, dann liegt es sehr nahe, daß man nicht nur Sensationsnachrichten an die Spitze stellt, sondern auch, um die gewünschte Wirkung zu erzielen, die Wahrheit zurecht biegt oder gar schamlos lügt.

Die harmloseste der Verdrehungen besteht darin, daß man an sich durchaus unsensationelle oder abgestandene Nachrichten so aufmacht, als ob es sich um eine außergewöhnliche Neuigkeit handelte. Diese Technik verwendet der «Blick».

Oft geht man aber weiter, indem man hemmungslos die Wahrheit mehr oder weniger entstellt, ohne direkt zu lügen.

Um Verleumdungsklagen auszuschließen, leistet in solchen Fällen das Fragezeichen gute Dienste. Die Schlagzeile lautet zum Beispiel nicht «*Demission von Bundesrat X*», sondern «*Demission von Bundesrat X?*» Im Text wird dann mitgeteilt, gemäß einem unbestätigten Gerücht spreche man auch von einer Demission von Bundesrat X, obschon jeder politisch interessierte Bürger und auch der betreffende Redaktor genau weiß, daß Bundesrat X nicht daran denkt, sein Amt niederzulegen.

Noch tiefer als die Boulevard-Zeitungen stehen höchstens die eigentlichen Revolverblätter, die ihr Geld zum Teil nicht mit den Artikeln, die sie publizieren, sondern mit jenen, die sie nicht bringen, verdienen, also eine Form der Erpressung betreiben.

Die Achtung vor der Privatsphäre

Nun muß man aber die Hemmungslosigkeit des Sensations-Journalismus scharf trennen von der Rücksichtslosigkeit, welche

auch die gute angelsächsische Presse – vor allem die amerikanische – kennzeichnet. Während die Sensationspresse sich nicht scheut, Tatsachen zu entstellen oder direkt zu lügen, ist die anständige Presse peinlich bestrebt, der Wahrheit zu dienen. Diese Wahrheit aber wird sie publizieren ohne Rücksicht auf die Folgen.

Der Wahlspruch der Chicago Tribune lautet: «Wenn eine Nachricht wahr ist, so wird sie die Chicago Tribune veröffentlichen, auch wenn diese Veröffentlichung die Fundamente des Staates und die Säulen der Gesellschaft erschüttern sollte.»

Aus dieser andern Einstellung erklären sich viele Konflikte, welche gelegentlich ausländische Journalisten mit unseren Behörden haben. Ein englischer oder amerikanischer Redaktor würde die Zumutung, im Interesse des Staates oder gar mit Rücksicht auf Private eine Nachricht zu unterdrücken, mit der gleichen Entrüstung abweisen, wie bei uns ein Richter die Zumutung, im Interesse der Familie einen schuldigen Verbrecher nicht zu verurteilen. Das versteht man dort unter Pressefreiheit.

Bei uns betrachten sich die Redaktoren nicht nur als Vermittler von Tatsachen, sondern als auch für die Folgen dieser Vermittlung verantwortlich.

Bei Unglücksfällen, Selbstmorden, wie auch bei vielen Verbrechen, werden deshalb in unserer Presse sehr oft keine Namen publiziert, weil man die Betroffenen oder ihre Angehörigen schonen will. Diese Achtung vor der Geheimsphäre der Persönlichkeit hat zweifellos etwas Großartiges. Teilweise hängt sie zusammen mit der Kleinheit unseres Landes. In einem großen Land belastet es einen Menschen weniger, wenn sein Name im Zusammenhang mit einer Untat oder einem Skandal genannt wird. Er kann im schlimmsten Fall wegziehen und ein neues Leben anfangen. In unseren kleinen Verhältnissen ist das nicht möglich. Wenn in diesen Grundsatz der Rücksichtnahme auf Privat-Interessen eine Bresche geschlagen würde, so hätte das zweifellos große Folgen.

Das will nun nicht heißen, daß unsere Zeitungen mit Namen nicht etwas weniger sparsam umgehen könnten.

Warum sollen bei einem Unfall, mit dem keine Beschuldigung verbunden ist, nicht auch Namen genannt werden?

«In Zürich 8 wurde ein Mann durch einen Ziegelstein getroffen, der sich während des gestrigen, heftigen Windes vom Dach löste. Der Verunfallte, der kurz nach der Einlieferung ins Spital starb, hinterläßt eine Frau und drei Kinder.» So ungefähr werden in der Schweiz solche Nachrichten formuliert.

Interessanter wäre folgende Formulierung:

«Gestern nachmittag um 17 Uhr löste sich beim Hause Klosbachstraße 38 ein Ziegelstein vom Dach und traf unglücklicherweise den 1931 geborenen, bei der Stadtverwaltung tätigen Kanzlisten Ernst Roth, wohnhaft Neptunerstraße 15. Der zufällig vorbeifahrende Taxichauffeur Hans Weiss brachte den Verunfallten in das Kantonsspital, wo er aber kurz nach der Einlieferung starb. Der Tod wurde durch eine Schädelfraktur verursacht. Der Verunfallte wurde in dem Augenblick vom Stein getroffen, als ihm der Wind den Hut vom Kopf geblasen hatte. Er hinterläßt eine Gattin und drei Kinder im Alter von zwei, drei und fünf Jahren. Der Hauseigentümer, Malermeister Fritz Grau, war versichert.»

Auch bei uns lesen viele Frauen die Geburts-, Todes- und Vermählungsanzeigen im Tagblatt, obschon sie meistens die betreffenden Leute gar nicht kennen – so groß ist das unbefriedigte Bedürfnis nach Namen.

Natürlich erfordert ein Journalismus, der Namen und Adressen und überhaupt viele genaue Einzelheiten vermittelt, einen großen Redaktions-Stab, vor allem mehr Reporter. Der durchschnittliche Redaktor einer zwei bis dreimal wöchentlich erscheinenden Landzeitung, der in unserem Lande oft die ganze Arbeit allein besorgen muß, leistet schon jetzt ein unvorstellbares Maß an Arbeit. Auch verhältnismäßig kleine Zeitungen des Auslandes verfügen über mehr redaktionelle Arbeitskräfte. Ich bin überzeugt, daß in dieser Beziehung auch bei uns eine Wandlung eintreten wird. Nur mit Hilfe eines Reporterstabes wird es möglich sein, alle wichtigen Nachrichten mit allen Einzelheiten zu beschaffen.

Das Leben aus zweiter Hand

In der Boulevard-Presse der ganzen Welt spielt der Gesellschaftsklatsch eine große Rolle. Ich bin der letzte, der der Ansicht wäre, der Klatsch hätte keine Berechtigung.

Foto: Alfred Zulliger
Nonne in Bellalui VS

Er ist eine Form der Unterhaltung und Ausdruck der Anteilnahme am Mitmenschen. Gefährlich wird er nur, wenn er bösartige Formen annimmt. Wenn also das Durchhächeln anderer Personen auf harmlose Art geschieht, ist es nicht die schlimmste Form der Unterhaltung. Es ist geradezu ein Vorteil kleiner Gemeinwesen, daß dieser Klatsch dort möglich ist, weil man sich gegenseitig kennt und sich gegenseitig für einander interessiert. In den großen Städten kann dieses Bedürfnis weniger leicht befriedigt werden, weil jeder vom andern isoliert lebt, und wenn man schon zusammen kommt, fehlt es oft an gemeinsamen Bekannten, über die man reden könnte.

Hier setzt nun die Boulevard-Presse ein. Ein großer Teil ihres Inhaltes ist dem Klatsch gewidmet. Objekt sind jene Personen, von denen alle Leser etwas wissen, wenn sie sie auch nicht persönlich kennen, Filmstars, Prinzessinnen, die Mitglieder der «Gesellschaft», berühmte Gangster. In großer Ausführlichkeit wird mitgeteilt, wie sie sich räuspern und wie sie spukken, was sie essen und wie sie schlafen, wie ihre Häuser eingerichtet sind und wie sie ihre Ferien verbringen. Ihre Liebesgeschichten, Verlobungen und Entlobungen, Heiraten und Scheidungen bilden ein unerschöpfliches Material.

Beispiele solch internationaler Klatsch-Objekte sind Grace Kelly mit ihrem Spielbank-Prinzen von Monaco, der griechische Reeder Onassis, der sich wegen einer mysteriösen Schönheit J. R. scheinbar scheiden lassen will, oder aber auch der Group Captain Peter Townsend, der dann seine Prinzessin doch nicht erhielt und schließlich seine Sekretärin heiratete, die ihn vorher auf eine Weltreise begleitet hatte, und die nun in einem Film auftreten will.

Es ist großartig, daß unsere Tageszeitungen diesen Klatsch-Nachrichten bis jetzt wenig Raum gaben. Diese Haltung versetzt ausländische Journalisten immer wieder in Erstaunen. Als vor etwa 12 Jahren die Tochter einer bekannten Zürcher Familie einen Sohn des Schuh-Fabrikanten Bata heiratete, wurde in Zürich eine Hochzeit durchgeführt, wie man sie wahrscheinlich noch nie erlebt hatte, wenigstens nicht was die Reichhaltigkeit der Geschenke betraf. In jedem andern Land wäre ein solches Ereignis groß aufgemacht worden – *Mädchen aus Zürcher Gesellschaft heiratet Schuhkönig* – denn selbstverständlich war das eine Nachricht, die viele interessiert. Die zürcherischen Zeitungen haben aber traditionsgemäß von dieser Hochzeit gar keine Notiz genommen, denn die Redaktoren sagten sich, und sicher mit Recht, daß eine solche Heirat weder politisch noch kulturell Bedeutung habe.

Die Ablehnung, Hofnachrichten aus dem eigenen Lande zu bringen, ist mehr als berechtigt. Unser ganzes politisches und kulturelles Leben beruht auf der Voraussetzung, daß sich der Angehörige des Mittelstandes, der Bauer und der Arbeiter, selbst eben so wichtig nimmt, wie die Angehörigen der reichen Schichten. Werden ihm aber ständig Nachrichten und Bilder «aus der Gesellschaft» vor Augen geführt, so wird dadurch sein eigenes Dasein entwertet.

Ich habe einmal mit dem verstorbenen Herausgeber der Finanz-Revue, Leo Wulfsohn, einem eigenartigen, aber sehr talentierten Finanz-Journalisten, zu Mittag gegessen. Bei dieser Gelegenheit vertraute er mir folgendes an: «Ich kann Ihnen verraten, daß mindestens ein Drittel meiner Abonnenten gar kein Geld hat. Trotzdem lesen auch diese mit brennendem Interesse die Berichte über die wirtschaftlichen Aussichten der verschiedenen Unternehmungen, erwärmen sich in Gedanken an der Möglichkeit einer Kapitalerhöhung usw. Sie spekulieren à la hausse und à la baisse – aber nur in der Phantasie.»

Auch die Modeberichte und Reportagen vieler Zeitschriften befriedigen dieses Bedürfnis, in einer Scheinwelt zu leben. Manche Frau, für welche auch die Anschaffung eines einfachen Konfektions-Wintermantels gar nicht in Frage kommt, liest mit größtem Interesse, daß «man» jetzt wieder mehr Silberfuchs trägt als letztes Jahr. Und die nicht mehr ganz junge Haushaltungslehrerin, die so zurückhaltend ist, daß es nicht zum kleinsten Liebesabenteuer kommt, erlebt im Geiste die kühnsten Romanzen, indem sie sich mit Anita Ekberg identifiziert.

Gewiß, die Schundliteratur hat dieses Fluchtbedürfnis in eine Scheinwelt von jeher befriedigt. Schon die alten Ritter-Romane ermöglichten, gemütlich auf dem Kanapee sitzend, die wildesten Abenteuer zu erleben.

Wenn aber die Flucht in die Traumwelt zur

Foto: Hans Schläpfer
Die verschneite Strasse (Klausen)

Regel wird, sind die Folgen sehr unerfreulich. Die ständigen Leser der Boulevard-Presse-Nachrichten vom Treiben der Angehörigen der Welt und der Halbwelt betrügen sich um den eigentlichen Sinn ihres Daseins, der nur erfüllt werden kann, wenn man sein eigenes Leben lebt.

Die Auswirkung

Als die ersten Nummern des «Blick» erschienen, ging eine Welle der Empörung durch das Schweizervolk. Es gehört aber zum Wesen eines solchen Organs, daß ihm Angriffe nicht schaden, im Gegenteil nützen. Wie bei der Schundliteratur und beim schlechten Film, kommt es nicht darauf an, was man über das Erzeugnis spricht, es zählt nur, daß man darüber spricht. Das Geschäftsgünstigste, was dem «Blick» passieren könnte, wäre das Verbot einer Nummer.

An einzelnen Orten haben Studenten Protestaktionen veranstaltet, alle Nummern einer Ausgabe aufgekauft, verbrannt usw. Diese Unternehmungen waren gut gemeint, haben sich aber bestimmt nur im Sinn einer Publizitätsaktion ausgewirkt.

Die Formel, nach der die Herausgeber des «Blick» arbeiten, wurde nicht von ihnen erfunden. Sie ist international ausprobiert. Man darf kaum hoffen, daß sie ausgerechnet in unserem Lande keinen Erfolg habe.

In den Sonntagschul-Geschichten geht es meistens so zu, daß am Schluß der Gute belohnt und der Böse bestraft wird. Die Wirklichkeit entspricht aber bekanntlich nicht dieser Vorstellung, denn unmoralische, oder zum mindesten fragwürdige Tätigkeiten haben denen, die sie ausübten, oft zu großem Wohlstand verholfen.

Wie ist die Auswirkung von Zeitungen in der Art des «Blick»? Sicher nicht positiv. Organe dieser Art verfälschen die Werte, sie wirken außerdem im Sinne einer Vermassung.

In diesem konkreten Fall wird außerdem die geistige Überfremdung gefördert. Einer der Träger des «Blick» ist der deutsche Verlag Kindler in München. Das Blatt hat infolgedessen in seiner ganzen Haltung einen ausgesprochen unschweizerischen Charakter.

Ich glaube nicht, daß die Sensationspresse, wie etwa Richter und Sozialfürsorger behaupten, die Kriminalität fördert. Ihre schlechte Wirkung liegt wohl vor allem darin, daß sie vom Wesentlichen ablenkt.

Es ist zu befürchten, daß der «Blick», wenn er rentiert, nicht allein bleiben wird. Wenn aber einmal diese Art Journalismus Schule macht, ist es nicht ausgeschlossen, daß das auf Kosten der einen oder andern Tageszeitung geschieht.

Am wenigsten haben, langfristig gesehen, die eigentlichen Lokalblätter zu befürchten. Wenn es ihnen gelingt, ihre lokale Eigenart stärker zu betonen, kann ihnen kein Organ, das seine Leser im ganzen Land suchen muß, etwas schaden.

Das ist aber in der Praxis gar nicht so einfach. Ein Redaktor, der versucht, die lokalen Ereignisse objektiv darzustellen und zu würdigen, benötigt viel Zivil-Courage. Es braucht nicht viel Mut, dem russischen oder chinesischen Diktator deutlich zu sagen, was man von ihm denkt, aber es braucht sehr viel Mut, einer lokalen politischen oder wirtschaftlichen Größe am Zeug zu flicken.

Die Aufgabe des Redaktors wird außerdem in der Schweiz erschwert durch die Intoleranz der Leser. Sie üben eine unerbittliche Zensur aus. Die kleinste Kritik am Konzert des lokalen Männerchors genügt, um einen Teil der Mitglieder zu Abbestellungen zu veranlassen. Das ist eine Form der Erpressung, die leider gang und gäbe ist. Die, welche sie ausüben, geben sich kaum Rechenschaft darüber, was sie tun.

In größeren Verhältnissen sind die Redaktoren freier, aber auch dort haben sie unter der Unduldsamkeit der Leser zu leiden. Wie rasch greift der schweizerische Durchschnittsleser zur Feder, wenn ihm in seinem Blatt etwas nicht gefällt, wie viel braucht es, bis er sich aufrafft, einen anerkennenden Brief zu schreiben.

Auf die Dauer hat jedes Land die Presse, die es verdient. Es liegt deshalb nicht nur bei den Verlegern und den Redaktoren, sondern ebensosehr bei den Lesern, sich dafür einzusetzen, daß das hohe Niveau der schweizerischen Presse aufrecht erhalten bleibt – trotz «Blick» und Konsorten.